



MATERIALMAPPE

EINS MISSISSIPPI

Klassenzimmerstück

Spielzeit 2018/2019



INHALT

| | |
|-------------------------------|--------------|
| Besetzung | Seite 3 |
| Zum Team | Seiten 4-6 |
| 10 Fakten zum Thema Stottern | Seite 7 |
| Words don't come easy | Seite 8 |
| LÖWE | Seite 9 |
| Immer ich. Thema: Identität | Seiten 10-13 |
| Weitere Diskussionsanregungen | Seite 14 |

*Liebe Pädagog*innen, liebe Schüler*innen, liebe Interessierte,*

unser Klassenzimmerstück EINS MISSISSIPPI erzählt die Geschichte eines Jungen, der über einen Sommerjob zu sich selbst findet und seine Alltagsprobleme als solche angeht und lernt, mit diesen umzugehen statt sich davon dominieren zu lassen. Sein Stottern wird Valentin nicht ablegen können, aber jede*r von uns hat etwas, was ihr oder ihm Angst macht, wofür sie oder er sich schämt. Umso besser, dass in jeder und jedem von uns auch einzigartige Stärken stecken.

In der Mappe finden sich Informationen zum Team der Inszenierung und Fakten zum Thema Stottern sowie ein Erfahrungsbericht eines Stotterers. Unsere Bundesfreiwilligendienstleistende May Scheplitz, die als Regieassistentin die Inszenierung begleitet hat, hat einen selbst geschriebenen Text verfasst, der Anlass für die Schüler*innen bieten kann, eigene Gedanken zum Stück ebenfalls in Form eines Textes (Poetry Slam, Rap, Gedicht, ...) zusammenzufassen. Gern freuen wir uns auch über Rückmeldungen dazu. Das Interview aus dem Fluter zum Thema Identität können Sie in Abschnitte aufteilen und von den Schüler*innen lesen lassen, anschließend kann ein gemeinsamer Austausch darüber stattfinden. Außerdem haben wir vier weiterführende Diskussionsanregungen beigefügt, da die Unterhaltung zwischen den Jugendlichen oft weiter geht, wenn wir schon wieder aus dem Klassenzimmer raus sind. Hierfür können Sie zusätzlich auf für Jugendliche zugeschnittene Zusatztexte aus dem Internet zurückgreifen. Einige Beispiele, die zu Aufgabe Nummer 3 passen:

<https://www.yaez.de/leben/alltagsrassismus-wohin-gehore-ich-eigentlich/>

<https://www.yaez.de/leben/liebe-kennt-kein-geschlecht-wie-wichtig-es-ist-ein-bisschen-mehr-offenheit-zu-zeigen/>

Ein weiterer inspirierender Text ist der Folgende:

<http://www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/trau-dich-jugendliche-erzaehlen-von-ihren-aengsten-und-mutproben-a-888279.html>

Wir wünschen eine spannende Auseinandersetzung innerhalb der Klasse!

Herzliche Grüße,
Ihre Theaterpädagogik des SH Landestheaters



Bei konkreten Fragen und/oder Rückmeldungen zu dieser Inszenierung wenden Sie sich bitte an Janina Wolf unter 04331 – 1400334 oder per E-Mail: janina.wolf@sh-landestheater.de

BESETZUNG

Alle Rollen

Lukas Heinrich

Inszenierung

Gabriela Marques Bockholt

Kostüm

Simone Fröhlich

Dramaturgie

Sophie Friedrichs

Regieassistenz

Maylin Scheplitz

Premiere am 22. November 2018, Domschule Schleswig

Dauer: ca. 45 Minuten + Nachgespräch (max. 45 Minuten)



Ich hätte gern ein Buch, das nie zu Ende geht,
und schlage ich es auf, immer ganz neu entsteht.
Die Worte wirken echt, teilen kann ich sie auch.
Sie haben keinen Laut.
Sie haben keinen Hauch.
Ich kann mit klarer Stimme und vollen Tönen sprechen.
Verschwunden ist die Angst
und kann mich nicht zerbrechen.
Die Worte kommen alle zum rechten Augenblick.
Die Worte klingen wahr und kehren zu mir zurück.

REGISSEURIN GABRIELA MARQUES BOCKHOLT

Gabriela Marques Bockholt wurde 1983 in Brasilien geboren. 2009 absolvierte sie ihr Bachelor-Studium in Szenischer Kunst an der staatlichen Universität in Londrina, Brasilien. 2011 zog sie nach Deutschland und schloss 2015 das Master-Studium Performance Studies an der Universität Hamburg ab. Nach verschiedenen Arbeiten im Bereich Theater und Performance übernahm sie im September 2016 die Gastassistentenz für das Weihnachtsmärchen PETER PAN am Schleswig-Holsteinischen Landestheater, wo sie seit der Spielzeit 2017/2018 fest als Regieassistentin engagiert ist. EINS MISSISSIPPI ist ihre erste Regiearbeit hier am Theater.

Was ist für dich die wichtigste Aussage des Stückes?

EINS MISSISSIPPI ist ein Stück über das Anderssein. Die wichtigste Aussage für mich ist, dass ein Mensch nicht auf eine Eigenschaft reduziert werden sollte. In dem Stück zeigt Valentin uns, dass es nicht schlimm ist, anders zu sein.

Was fasziniert dich an Valentin?

Seine besondere Art mutig zu sein. Valentin stellt sich seinen Ängsten und beweist, dass es möglich ist, sie zu überwinden.

Hast du eine Lieblingsfigur im Stück?

Im Probenprozess habe ich gelernt, jede Figur auf ihre Art und Weise zu mögen. Und ich mag sie alle. Valentin ist für mich aber besonders, da ich mich mit seinen Konflikten sehr identifiziere.



Was war für dich das Wichtigste an der Zusammenarbeit mit Lukas?

Mit Lukas zu arbeiten war sehr angenehm. Er ist sehr diszipliniert und hat viel Energie. Natürlich war es mir wichtig, meine Ideen zu vermitteln, aber Lukas hat auch viel angeboten. Mit Respekt, Dialog und Vertrauen haben Lukas und ich „unsere Sprache“ für diesen künstlerischen Prozess gefunden. Das Stück sollte das Ergebnis einer kollektiven Zusammenarbeit sein und das, denke ich, ist uns gut gelungen.

Was kann deiner Meinung nach ein Klassenzimmerstück, was ein „normales“ Theaterstück nicht kann?

Theater im Klassenzimmer zu spielen ermöglicht die unmittelbare Kommunikation zwischen dem Schauspieler und den Schüler*innen. Wir sind da in der gewohnten Umgebung der Jugendlichen zu Gast und nicht andersherum. Die Trennung zwischen Bühne und Zuschauerraum ist nicht so stark wie in einem konventionellen Theater und so ist das Publikum viel eher Teil des Geschehens, des Theaterstücks. Ein wichtiger Punkt sind auch die Nachgespräche, die nach jeder Vorstellung stattfinden. Dies ermutigt die Kinder, sich zu äußern und ihre kritische Meinung zu dem Thema abzugeben oder ihre Sicht zu erweitern.

SCHAUSPIELER LUKAS HEINRICH

Lukas Heinrich wurde 1992 in Haßfurt in Deutschland geboren. Nach seinem Abitur und einem Bundesfreiwilligendienst beim Deutschen Roten Kreuz wurde er 2012 Teil des Ensembles des einjährigen Theater-Projektes Theater Total in Bochum. Von 2014 bis 2018 studierte er Schauspiel an der Anton Bruckner Privatuniversität in Linz und spielte schon während des Studiums in mehreren Produktionen am Landestheater Linz.

Der Schauspieler ist seit der aktuellen Spielzeit 2018/2019 festes Ensemblemitglied am Schleswig-Holsteinischen Landestheater, wo er u.a. den Shakespeare in SHAKESPEARE IN LOVE spielt. EINS MISSISSIPPI ist sein erstes Klassenzimmerstück.

Bist du gerne zur Schule gegangen und was war das Beste und was das Schlimmste an Schule?

Generell bin ich gerne zur Schule gegangen, vor allem wegen meinen Freunden. Am meisten mochte ich die Pausen sowie Sport- und Musikunterricht und auch Geschichtsunterricht. Das Schlimmste war eigentlich, dass ich immer das Gefühl hatte, dass die Lehrer nicht top ausgebildet sind, dass sie entweder viel wissen und das nicht vermitteln können oder sie, wenn sie es vermitteln konnten, dass sie teilweise nicht viel wussten. Und dass sie immer ihre Lieblinge haben und dass es immer richtig und falsch geben muss.

Wurdest du für irgendetwas längere Zeit ausgelacht und wie bist du damit umgegangen?

Ich wurde eigentlich nie wirklich ausgelacht. Ich habe mal in der 5. Klasse – das war meine erste Rolle – ein Hühnchen gespielt und dadurch wurde ich dann nicht mehr Lukas Heinrich genannt, sondern nur Hühnchen oder Heinchen, aber das fand ich jetzt nie so schlimm. Ich war immer so ein bisschen der Klassenclown, deswegen haben mich Leute entweder gemocht oder nicht gemocht, aber ich war kein Mensch, der gehänselt wurde.



Was waren deine Hobbys zu Schulzeiten und was sind heute deine Hobbys?

Damals habe ich sehr sehr viel Sport gemacht, ich habe Fußball gespielt, Basketball gespielt, Tennis gespielt, Leichtathletik gemacht und ansonsten habe ich noch gerne ein paar kleine Filme geschnitten und war an der Schauspielgruppe am Gymnasium.

Heute ist Sport noch immer mein Hobby. Allerdings habe ich keine Zeit mehr für Sport im Verein, dafür gehe ich Kraftsport machen und ab und zu gehe ich klettern. Auch Filme schneide ich noch immer gern oder ich schaue zu Hause Filme, gehe ins Kino, schaue etwas auf Netflix – solche Sachen eben.

Worauf bist du stolz?

Ich bin stolz darauf, dass ich erwachsen geworden und mich aus meiner Sicht zu einem guten Menschen entwickelt habe. Ich glaube, meine Eltern haben da einen guten Job gemacht. Das ist das Wichtigste für mich. Und natürlich bin ich auch stolz darauf, dass ich damals an der Uni angenommen wurde, den Abschluss dort gemacht habe und gleich einen Job bekommen habe, die Sachen gut ankommen. Das ist schon ein hartes Stück Arbeit.

Was würdest du gerne können?

Ich würde gerne ein bisschen entspannter mit meinem Körper umgehen können. Ich bin eher der Übertonus und ich würde gern besser leichtere Bewegungen ausführen können auf der Bühne. Vielleicht tanzen oder irgendetwas in die Richtung. Und ich würde auf jeden Fall gern Klavier und Gitarre spielen können, das wäre ein großer Gewinn für mich, da ich sehr gerne singe.

Kannst du etwas, was nur sehr wenige können?

Ich glaube, ich habe eine ganz gute Einschätzung, wie sich ein Mensch gerade fühlt und was ich tun muss, dass sich derjenige besser (oder schlechter) fühlt. Und ich arbeite in einem Beruf, den in Deutschland nicht viele ausüben können.



Pizza oder Pasta?

Ich mag beides sehr gerne. Ich koche eher Pasta und wenn ich essen gehe, wähle ich Pizza.

Fußball oder Tennis?

Auch da mag ich beides. Tennis ist ein Einzelsport, da muss man mit sich selbst umgehen können und Fußball ist ein Mannschaftssport, für den man eine ganz andere Energie braucht.

Berge oder Meer?

Eher Meer, aber auch das ist schwierig, weil beides zur richtigen Zeit toll ist.

Sommer oder Winter?

Auf jeden Fall Sommer.

Shakespeare oder Goethe?

Eher Shakespeare als Goethe, wobei man da auf das Stück gucken muss. FAUST zum Beispiel ist ziemlich geil.

Mathe oder Englisch?

Eher Mathe.

YouTube oder Kino?

Das ist eine dumme Frage. Natürlich Kino. Da kann YouTube absolut nicht mithalten.

10 FAKTEN ZUM THEMA STOTTERN

- In Deutschland stottern ca. 800.000 Erwachsene, was rund 1% der Gesamteinwohnerschaft ausmacht.
- Die genauen Ursachen für das Stottern sind nicht geklärt und nur wenige Ursachen sind überhaupt bekannt.
- Stottern beginnt im Kindesalter; je früher es beginnt, desto größer sind die Heilungschancen. Jungen stottern häufiger als Mädchen; letztere verlieren das Stottern außerdem eher als Jungen.
- Es wird angenommen, dass Stottern erblich ist, obwohl es kein „Stottergen“ als solches gibt. Die meisten Leute sind allerdings anfälliger, wenn es in der Familie bereits Fälle gab.
- Das „Problem“ Stottern kann, muss aber nicht, auf psychischen Problemen basieren; tatsächlich ist dies eher selten der Fall.
- Das Stottern selbst ist das äußere Symptom, innere Symptome sind oft Scham, Angst und Minderwertigkeitsgefühle.
- Von den Kindern, die anfangen zu stottern, verlieren viele das Stottern bis zur Pubertät wieder völlig. Bislang lässt sich jedoch nicht vorhersagen, bei welchen Kindern und mit Hilfe welcher Behandlungsmethoden dies der Fall ist. Fachleute sind sich einig, dass eine Stottertherapie umso aussichtsreicher ist, je früher eine qualifizierte Behandlung erfolgt.
- Stotternde Erwachsene können ihre Sprechflüssigkeit sehr verbessern und ihr Stottern so kontrollieren, dass sie gut kommunizieren können. Für die meisten ist dies ein lebenslanger Prozess, der kontinuierliche Arbeit erfordert. Mit Rückfällen muss bei jeder Stottertherapie gerechnet werden.
- Eine eindeutige Heilung des Stotterns ist bisher nicht nachgewiesen.
- Bekannte Stotterer sind der Musiker Ed Sheeran, der Schauspieler Samuel L. Jackson, die Schauspielerin Marilyn Monroe, König George VI. (über ihn gibt es den Film THE KING'S SPEECH), der Musiker Scatman John, der Politiker Malte Spitz sowie der Musiker Der Graf.

- Bundesvereinigung Stottern & Selbsthilfe e.V. -

https://www.bvss.de/index.php?option=com_content&view=article&id=3&Itemid=20

<https://de.wikipedia.org/wiki/Stottern>

WORDS DON'T COME EASY

Neulich sollte ich einen Radiospot sprechen, weil mein Stottern ganz gut passen könnte, um die Aufmerksamkeit der Hörer zu bekommen. Doch daraus wurde nichts, weil ich nicht wirklich stottere, sondern eher um Worte ringe. Ich wiederhole nicht einzelne Silben, manche kommen gar nicht erst aus mir heraus. Das macht sich schlecht im Radio, weil oft gar nichts zu hören ist. Ein Fernsehspot wäre besser: Die Zuschauer könnten meine Mundwinkel zucken sehen und wie der Kampf mit bestimmten Presslauten mein Gesicht verzerrt. Sie bekämen eine Ahnung davon, warum mich mein Kumpel Alfons „Zitterlippe“ nennt. Man kann meinen Sprachfehler besser sehen als hören. Kein Wunder, wenn die Menschen am Telefon manchmal auflegen, weil sie denken, die Leitung sei tot.

Häufig spreche ich aber auch flüssig. Es gelingt mir öfter, die Blockaden zu umgehen, indem ich die unaussprechlichen Wörter austausche, verändere oder Füllwörter einfüge. Manchmal hilft es auch, meine Stimme zu verstellen oder zu berlinern. Das funktioniert natürlich nicht so gut bei Fremdsprachen, weil mein Wortschatz da viel kleiner ist.

Jedenfalls spreche ich nicht geradeheraus, eher verbogen, verwickelt. Das Wort liegt mir nicht auf der Zunge, es klemmt im Hals. Manchmal frage ich mich, ob ich nicht ziemlich unhöflich wirke, wenn ich auf einmal mittendrin schweige.

Ich kenne gar keinen richtigen Stotterer. Dafür begegnen mir oft andere Stockende, meistens Jungs wie ich, darunter viele mit kreativen Berufen. Ob ich an der Schule oft gehänselt wurde? Eigentlich nicht. Weil ich andere Sachen gut konnte und darum respektiert wurde. Ich war in der Hochbegabtenförderung und habe beim Sport viele Wettkämpfe absolviert.

Ich kenne niemanden, der den Auslöser oder Grund für sein Stocken kennt, das meist im Kindergartenalter beginnt. Ich war vier Jahre alt, aber ein einschneidendes Erlebnis gab es damals nicht in meinem Leben. Zumindest keins, von dem ich wüsste. Die Wissenschaft bezeichnete das als idiopathisch – also ohne fassbare Ursache. Letztlich erscheint mir die Wissenschaft ahnungs- und ratlos. Als Kind haben mir die verschiedenen Therapieansätze wenig geholfen, ich fand sie manchmal ziemlich nervig.

Ich weiß nicht, was mit mir los ist, aber ich habe ein Gefühl dafür bekommen. So hängt mein Redefluss sehr von meiner Stimmung ab. Mein stockendes Sprechen ist mir unangenehm, ich habe Angst davor. Doch je größer die Scham, desto stockender spreche ich. Es ist eine Art sich selbst erfüllender Prophezeiung, ein Teufelskreis auch.

Mein Sprachfehler hat viel mit Selbstbewusstsein und Selbstwert zu tun. Vor Freunden fällt es mir leicht, die große Klappe zu haben, vor allem nach einer vollbrachten Leistung. Diesen Stolz kennt wohl jeder, genauso wie die Unruhe oder Anspannung, durch die man kleinlaut wird. Anerkennung und Akzeptanz sind also die besten Garanten dafür, dass ich flüssig spreche. Wahrscheinlich stört mich mein Stocken sowieso mehr als manchen meiner Gesprächspartner, die schon aus Höflichkeit oft Geduld mit mir haben. Dabei fühle ich mich am besten, wenn sie mir dann doch ins Wort fallen. Denn das heißt ja, dass sie mir gut zugehört haben.“

Quelle: fluter. Ausgabe Sommer 2011/Nr.39; Thema: Sprache. Artikel „Words Don't Come Easy“ von Thomas Hellmann, Seite 42

LÖWE

Laut Duden ist „Selbstvertrauen“ ein Substantiv,
ein Nomen, neutral.

„Das Vertrauen in die eigenen Kräfte und Fähigkeiten.“

Es ermöglicht oftmals unendliche Weiten;
eröffnet Türen, wo vorher eine Wand war
oder es verschließt Tore, denn es verschwindet.

Aufbauen.

Mut aufbringen ist schwer,
und manchmal können selbst die kleinsten Dinge sehr viel Mut kosten.

Aber es bringt nichts, einzurosten.

Man muss auch mal was wagen.

Laut sein. Und stark sein. Wie ein Löwe.

Oder nur mal sagen können, was man will
und wann man will.

Denn wer will nicht mal heldenhaft sein?

Aber das kann man auch für sich selbst.

Die Stimme erheben, die eigene,
auch wenn man denkt, man kann es nicht.

Vertrauen in sich selbst zu haben
kann schwer sein und auch anstrengend -
aber es ist ein gutes Gefühl.

Ein Gefühl, zu sich selbst zu gehören.

Dem Gehirn was Gutes zu tun

und zu wissen, was man kann.

Und wenn man die eigene Stimme
nicht für sich selbst erheben kann,
dann kann man andere Dinge.

Vielleicht sogar wichtigere Dinge.

Aber für alles braucht man das Wissen,

dass man etwas kann, denn

Selbstvertrauen bedeutet, sich selbst was trauen.

- May Scheplitz -

IMMER ICH

Wir alle spielen ständig irgendwelche Rollen – gut so. Denn weniger Ichbezogenheit bedeutet meist mehr Empathie. Sagt einer, der es wissen muss: Wolfgang Engler, Leiter der Berliner Schauspielschule „Ernst Busch“, Soziologe und Philosoph. Interviewt wurde er von Oliver Geyer.

fluter: In der Schule oder in der Uni, in der Familie, unter Freunden – spielen wir nicht ständig irgendwelche Rollen?

Wolfgang Engler: Es spricht einiges dafür, dass die Gesamtheit dieser Rollen schon einen großen Teil eines Selbst oder einer Identität ausmacht. Gerade weil ja auch Rollenkonflikte auftreten. Zwischen Rollen, die ich privat spiele, und Rollen, die ich beruflich spiele, oder Rollen, die ich spiele, wenn ich mich politisch engagiere. Die passen ja manchmal gar nicht so gut zueinander.

Ist es sinnvoll, nach einem Wesenskern hinter den Rollen zu suchen, die wir in unserem Leben spielen?

Das ist sozusagen die Königsfrage. Was ist der Mensch, wenn man mal alle sozialen Rollen, die er spielt, von ihm abzöge? Ist er dann überhaupt noch jemand? Meine Antwort wäre: Ja, aber das ist schwer zu fassen. Denn es stimmt ja, dass wir in all diesen Rollen nicht wirklich aufgehen. Wenn es gut geht, bin ich der Spiritus Rector meines Rollenspiels.

Sind wir alle nur Selbstdarsteller?

Es bleibt immer eine Inszenierung. Und die Idee, alle Masken abzureißen und alle Inszenierungen abzuschaffen, um das wahre Selbst zum Vorschein zu bringen, ist eine komplette Illusion.

Kann man als Schauspieler eine Rolle nur gut verkörpern, wenn sie auch einen persönlichen Bezug zu einem hat?

Jemand, der mit 23 Jahren Schauspieler werden will, hat ja meist keine Ahnung, wie es als Junkie oder Obdachloser ist – oder auch als König oder Königin. Also geht es um die Fähigkeit, sich dem, was ich nicht bin, zu nähern; durch Beobachtung oder durch Nachahmung. Gerade das macht ja Lust auf das Spiel. Warum spielen Menschen, und warum spielen Kinder? Natürlich nicht, weil sie etwas schon sind. Sondern weil sie in einer Situation sind, wo sie gucken und testen: Was machen die anderen? Einen persönlichen Bezug braucht es also nicht unbedingt. Aber um etwa in die Rolle des Obdachlosen zu schlüpfen, kann es hilfreich sein, in seiner eigenen Biografie zu schauen: Welche Demütigungserfahrungen habe ich selbst mal gemacht?

Wäre es nicht tatsächlich glaubwürdiger, wenn ein echter Obdachloser einen Obdachlosen spielen würde?

Man kann den Kern dieses Themas, das politisch und wirklich ernst zu nehmen ist, an der Blackfacing-Debatte festmachen. Ist es okay, wenn ein weißer Schauspieler Othello spielt, obwohl es doch genug schwarze Schauspieler gibt? Man kann auch fragen: Wer hat das Recht, auf der Bühne zu stehen und eine Rolle zu spielen, ohne dass er anderen das Recht wegnimmt, für sich selbst zu reden? Darf ein Mann eine Frau spielen? Weiß ein Mann jemals, wie eine Frau wirklich ist? Kann ein Schauspieler, der aus der Mittelschicht kommt – so wie fast alle, die hier

studieren –, einen Arbeitslosen spielen? Wäre es nicht viel besser, wir lassen den ganzen Quatsch und casten einfach Leute auf der Straße? Gehen zum Bahnhof Zoo, sprechen einen Obdachlosen an und fragen, ob er gegen ein kleines Handgeld sich selber spielen würde.

Kommt die Fähigkeit, in die Rolle eines anderen hineinzuschlüpfen, der Gesellschaft als Ganzem zugute?

Das ist eine Fähigkeit, die soziale Fantasie fördert. Man versteht, wie die anderen leben. Wenn jeder nur noch er selbst sein darf, schränkt das die Möglichkeiten unerhört ein – auch die Möglichkeit der Empathie: mal zu erfahren, wie es sich anfühlt, ein anderer zu sein.

Die Frage nach der kulturellen Aneignung gibt es nicht nur im Theater. Derzeit gibt es eine Diskussion, ob weiße Menschen Dreadlocks tragen dürfen oder ob das eine Banalisierung der Leidensgeschichte afrikanischer Sklaven ist.

An den US-amerikanischen Universitäten ist diese Art von Empfindlichkeit besonders ausgeprägt: Ich möchte nicht, dass mein Professor mir einen Text vorlegt, der meine ethnische Identität oder meine Gender-Identität verletzt. Und wenn der das macht, dann gehe ich raus. Es gab den Fall, dass Studenten aus der weißen Mittelschicht das Recht abgesprochen wurde, asiatisches Essen zu kochen, weil sie sich damit etwas anmaßen. Das ist ein seltsamer Besitzanspruch: Ich besitze meine Herkunft, und die lasse ich mir auch nicht wegnehmen. Du ziehst dich nicht so an, du sprichst nicht so und du kochst nicht so – das bin ich! Stellen Sie sich vor, das machen jetzt alle so. Dann dürfte auch ein Sachse, der nach Stuttgart gezogen ist, nicht mehr versuchen, ein bisschen wie die Schwaben zu werden. Dann ziehe ich als Schwabe gleich mal vor Gericht und klage an, dass der meine kulturelle Identität nur kopiert.

Aber ist es nicht legitim, mit kulturellen Formen von Völkern, die wir als Europäer uns ehemals unterworfen haben, ein bisschen behutsamer umzugehen?

Ich sehe das anders, für mich ist das eine Fortsetzung der kulturellen Herablassung mit anderen, scheinbar zivilisatorisch-emanzipatorischen Mitteln und Rhetoriken. Nichts anderes.

„Erkenne dich selbst“ lautet eine Inschrift am Eingang des Apollontempels in Delphi. Heute heißt es in der Werbung oft: „Sei ganz du selbst“. Die Forderung nach Authentizität ist anscheinend sehr alt.

Sie hat über die Jahrhunderte und sogar Jahrtausende hinweg sehr verschiedene Antworten hervorgebracht. Eine Antwort war zum Beispiel: Ich bin ich selbst, wenn ich natürlich bin. Das heißt in der Konsequenz: Der Mensch ist am authentischsten, wenn seine Selbststeuerung zusammenbricht. Wenn er Unruhe zeigt, wenn seine Augen flattern, der Kehlkopf. Dann glaubt man: Jetzt ist der Mensch wirklich da, bis dahin hatte er sich verstellt.

Im Job wird erwartet, dass man sich ganz mit seiner Tätigkeit identifiziert und darin aufgeht. Warum ist die Forderung, man selbst zu sein, heute so massiv?

Bis vor 100 Jahren haben sich Unternehmen damit begnügt, dass ihnen Menschen ihre Fähigkeiten zur Verfügung stellen. Irgendwann schien das nicht mehr zu reichen, und es wurde erwartet, dass die Menschen den Firmen auch ihre Persönlichkeit zur Verfügung stellen.

Klingt anstrengend.

Nehmen wir mal die schöne alte Arbeitswelt des klassischen Angestellten. Der kommt morgens, macht seine Arbeit, dann schaut er auf die Uhr: 17 Uhr. Der Stift fällt nieder, und das

donnernde Leben beginnt. Zwischen dem Eigenen und dem Fremden zu unterscheiden, also zu sagen: Das ist mein Leben, und das ist das Leben fürs Unternehmen, das hat natürlich etwas Befreiendes. Der heutige Angestellte fragt sich ja auch am Feierabend immer noch, ob er sich gerade Skills aneignet, die ihm mal nutzen könnten. Ist es gut für die Arbeit, dieses Buch zu lesen, ins Theater zu gehen, diese Freunde zu treffen? Die Unterscheidung wird immer schwerer: Wo ist eigentlich der Raum, der nur mir gehört?

Woher kommen diese Gedanken?

Die neue Art der Unternehmenssteuerung, wie sie auch im Silicon Valley vorgelebt wird, heißt: Entfremdung verboten. Du darfst dich in einem Beruf nicht mehr fremd fühlen, du musst du selber sein. Auch sonst wird viel Identitäts-Fastfood angeboten. In Form von Werbung, die mir verspricht, dass ich durch einen millionenfach produzierten Turnschuh ganz ich selbst werden könnte, in Form von Ratgeberliteratur, die mir sagt, was ich tun muss, um ganz ich selbst zu werden.

Es gibt in einer Zeit der Selfies und der Optimierung durch Wellness viel Beschäftigung mit sich selber. Leidet darunter die Initiative, die Gesellschaft als Ganzes positiv weiterzuentwickeln?

Der Aufwand, den man mit dem Bild und dem Entwurf von sich treibt, die Leidenschaft und die Zeit, die investiert werden, sind schon auffallend. Ich denke, dass sich da etwas staut, das ebenso gut der Weltveränderung zugutekommen könnte. Aber die Welt wirkt so schwierig und so komplex und scheint auch von selber zu laufen – da ist die Beschäftigung mit sich selbst ein bequemer Ausweg. In den späten 1960er- Jahren war das ganz anders: Da war mein Authentischsein eigentlich nur vor dem Hintergrund möglich, dass die Welt eine andere wird. Ich konnte in dieser als falsch betrachteten Welt gar kein Richtiger sein. Also musste ich mich mit anderen zusammentun, um gemeinsam das große Ganze zu verändern, damit man überhaupt dieses Ideal – sei du! – erreichen konnte. Wenn ich aber nicht mehr daran glaube, dass ich die falsche Welt zum Besseren ändern kann, dann fließen diese Energien in mein Projekt der Selbstveränderung. Hier bin ich, hier ist mein Entwurf, hier ist mein Fake.

Viele Menschen haben das Gefühl, dass die Welt zu komplex ist.

Komplexität ist heute eine der ganz großen Legitimationsformen. Das ist zu komplex! Wer sagt das heute nicht alles! Aber ich glaube, dass das eine Fehlwahrnehmung ist. Oft kann man ganz klar Ross und Reiter benennen – etwa in der Finanz- oder der Flüchtlingskrise. Der Widerspruch zwischen dem, wie wichtig wir unser Ich nehmen und wie sehr sich dieses Ich andererseits degradiert, wenn es um die vermeintlich zu komplexen Verhältnisse geht, ist schon erstaunlich.

Viele YouTuber reden zu einem großen Teil darüber, wie sie selbst die Welt sehen.

Dieser enorme Aufwand, den die Leute heute mit ihrer Selbstformung und Selbstgestaltung treiben, ist Rückstau sozialer Problematiken, die wir uns nicht mehr trauen anzupacken. Es geht nicht darum, das zu moralisieren. Aber es sind Phänomene, die einfach nicht zusammenpassen und wo die Widersprüche die Leute selber durchziehen. Mal schauen, wo das hinführen wird.

Ist es nicht erst mal etwas Gutes, dass die Leute heute eine Ich-Stärke entwickeln?

Die Frage, wer bin ich, wer möchte ich sein, und welche Fähigkeiten habe ich, von dem, der ich bin, zu dem zu werden, der ich sein möchte – das waren lange Zeit Themen und Fragen, mit denen sich zu beschäftigen ein Privileg der Eliten war. Es darf aber nicht ausufern. Was heute

Authentizität heißt, hätte man früher Narzissmus genannt. Ich kippe den anderen mein Sosein vor die Füße und unterwerfe mich weder Konventionen noch Rollenklischees. Und morgen bin ich vielleicht schon wieder ganz anders.

Schaut man sich die Hassreden im Netz an, hat man den Eindruck, dass viele Menschen durch Hass in ihrer Identität zusammengehalten werden.

Was gar nicht so selten passiert, ist, dass Menschen aus der Not eine Tugend machen. Dass sie ihr Leben mit all den negativen Erfahrungen, um darunter nicht begraben zu werden, zu einer überlegenen Existenz aufplustern. Sie finden dann einen Grund, auf die, die eigentlich auf sie herabschauen, ihrerseits herabzuschauen.

Der wütende Mob, der auf Pegida-Veranstaltungen und auch am Rande der Feierlichkeiten zur deutschen Einheit in Erscheinung getreten ist, kann sich mit der Mehrheitsgesellschaft jedenfalls nicht mehr identifizieren.

Das scheint auf einen wachsenden Teil der europäischen Gesellschaften zuzutreffen, etwa auch auf Frankreich, auf Österreich, auf die Schweiz und auch auf skandinavische Länder. Überall dort fühlen sich viele Menschen offenbar durch das System der politischen Repräsentation – zu der ich weiter gefasst auch die Medien und die veröffentlichte Meinung zählen möchte – nicht mehr repräsentiert. Das stimmt für die nicht mehr, das trifft sie nicht. Und was macht man dann? Dann gibt es verschiedene Möglichkeiten. Man kann sich selber organisieren, um denen zu zeigen, was man von ihnen hält, nämlich gar nichts mehr. Man kann regelmäßig aus der Haut fahren.

Was wäre denn der richtige Weg, zu sich selbst zu finden?

Sich davon frei zu machen, wäre schon mal toll, das wäre ein Anfang. Einfach mal zu fragen: Kann ich nicht mal nicht ich sein? Es gibt eine Definition für Authentizität, die meines Erachtens eine recht hohe Gültigkeit beanspruchen kann: Das ist Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber. Wo stehe ich, wer bin ich, wo will ich sein? Und wenn da Unstimmigkeiten sind, dann versuche ich vielleicht, die in eine größere Harmonie zu bringen. Ich denke, man muss mit manchen seiner Gegebenheiten einfach Frieden schließen. Ich bin so, so sehe ich aus, diese und jene Fähigkeiten habe ich, andere habe ich eben nicht. Dies sind meine Stärken, dies sind meine Schwächen. Wenn man das erkennen kann, ist man aus dem permanenten Druck der Selbstoptimierung raus.

Quelle: fluter. Ausgabe Winter 2016-2017/Nr.61; Thema:Identität. Artikel: „Immer ich“, Interview mit Oliver Geyer, Seiten 5-9

WEITERE DISKUSSIONSANREGUNGEN

1. Angst

„In der Psychotherapie geht man davon aus, dass Ängste [...] durch Erlebnisse des Kontrollverlusts ausgelöst werden. Das kann eine traumatische Erfahrung des Verlassenwerdens sein oder eine Gewalttat. Bei manchen Menschen führt das dazu, dass sie keine Situationen ertragen, über die sie letztlich keine Kontrolle haben. [...] Die Angst beginnt im Kopf, aber sie befällt schnell den ganzen Organismus. Erst beginnt [Marie] zu zittern und zu schwitzen. Ihr Puls wird schneller, sie hat das Gefühl, keine Luft mehr zu kriegen, manchmal kommen noch Bauchschmerzen dazu.“

Quelle: fluter. Ausgabe Winter 2014-2015/Nr. 53; Thema: Angst. Artikel „Marie hat Angst. Aber sonst geht es ihr blendend. Porträt einer jungen Frau.“ von Oliver Gehrs, Seiten 5-8

Besprecht in der Klasse, ob sich dies auf Stotterer übertragen lässt. Warum? Warum nicht?

2. Benachteiligung?

„Besonders schwer tue ich mich mit der mündlichen Mitarbeit. Ich kann aber auch nicht nachvollziehen, warum die mündliche Beteiligung 60 Prozent der Note ausmacht.“

Quelle: fluter. Ausgabe Winter 2014-2015/Nr.53; Thema: Angst. Artikel „Die Sorgen der anderen“ von Heiko Zwirner, Seiten 21-23

Besprecht in der Klasse, inwiefern die Bewertung mündlicher Mitarbeit einen Einfluss auf Stotterer haben kann.

3. Voll normal?

„Meine Behinderung ist für viele Menschen ungewohnt, außergewöhnlich, vielleicht ist sie ihnen sogar unangenehm. Leider habe ich wenig Hoffnung, dass diese Anmaßungen und Diskriminierungen irgendwann aufhören werden. Die Sprüche werden so lange bleiben, wie Behinderte aus der gesellschaftlichen Mitte ausgeschlossen werden und so den ganzen Nichtbehinderten keine Chance gegeben wird, sie als normales Bild im öffentlichen Alltag zu erleben.“

Quelle: fluter. Ausgabe Winter 2016-2017/Nr.61; Thema: Identität. Artikel: „Meine Behinderung gehört nicht mir alleine“ von Laura Gehlhaar, Seite 43

*Besprecht in der Klasse, ob ihr Stottern als Behinderung ansehen würdet und ob es ähnliche Dinge wie das Stottern gibt, die Anlass zu Hänseleien von Anderen und für die/den Betreffende*n Ursache für diffuse Ängste sein könnten.*

4. Nichts dazu gelernt?

Inklusive Schulen und Anti-Mobbing-Trainings sind Alltag in Schleswig-Holstein. Konkret befragt würde wahrscheinlich jede*r Schüler*in es als ungerecht empfinden, wenn Mitschüler*innen wegen jedweder Andersartigkeit blöde Sprüche zu hören bekommen oder es gar zu physischer Gewalt kommt. Und dennoch sind Hänseleien dieser Art bis hin zu Mobbing täglich zu beobachten.

Besprecht in der Klasse, woran das liegen und wie es besser laufen kann. Vielleicht könnt ihr sogar ein Projekt gestalten, das sich gegen Mobbing an der Schule richtet?